Der arabische Orient und der Krieg

Von Dr. A. Mi-Baschan.

*



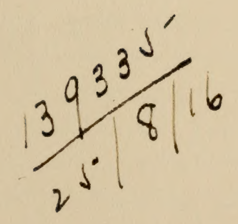
Zürich 1916
Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli.

Der arabische Orient und der Krieg

Von Dr. A. Mi-Baschan.

*





Zürich 1916
Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli.

Inhaltsverzeichnis:

	Seite
Zur Einführung	V—VII
I. Die bisherigen Verhältnisse im Orient	1—11
II. Kriegsvorbereitungen und Kriegsnot	12—22
III. Militärische Operationen; Lage im Innern	23—33
IV. Die Zukunft des Morgenlandes	34—40

Zur Einführung.

Die während der Drucklegung dieser Schrift aus unbekannten Gründen eingetretene Flauheit in den Kriegsoperationen auf dem Balkan und an der Suezfront könnte leicht zur Annahme verleiten, dass der ganze Orient an Bedeutung hinter den europäischen Kriegsgebieten wieder zurückgetreten sei und dass damit auch die „orientalische Frage“ an Bedeutung verloren habe. Dem ist aber keineswegs so. Denn, abgesehen davon, dass wir von den Plänen der sich noch immer rüstenden und vorbereitenden Deutsch-Türken naturgemäss nichts Bestimmtes wissen können, würde ein gänzliches Fallenlassen der Orientangelegenheiten wegen der unermesslichen mit ihnen verknüpften Interessen der beiden Mächtegruppen, gleichbedeutend mit dem Kriegsende sein — und dieses ist leider noch keinesfalls in Aussicht. Vielmehr sehen wir, dass entgegen der Lauheit der Zentralmächte — ein immer wachsendes Interesse für den Orient in Ententekreisen an den Tag gelegt wird. In Paris hat man besonders seit dem Erstarken der französisch-englischen Positionen bei Saloniki, mit den Plänen zur Aufteilung Syriens wieder zu rechnen begonnen und die „Sympathien“ für die ihren „Erlösern“ entgegensehenden Araber werden immer lebhafter. Ebenso stehen die Dinge auch im Zweistromland, wo der Eifer der Engländer nach Bagdad zu gelangen, trotz heftiger und zielbewusster Gegenwehr der Türken, eher zu- als abgenommen hat. Wir haben es somit höchstens mit einer Aufschiebung der endgültigen Auseinandersetzung im arabischen Orient zu tun, nicht aber mit einer Aufhebung; es ist nur inzwischen etwas zweifelhafter geworden, ob die geplante Kampagne

am Suez mit einer deutsch-türkischen Offensive beginnen oder bloss als Abwehr der zu erwartenden englischen Angriffe gegen Syrien stattfinden werde.

Wie dem nun auch sein mag, eines ist gewiss, dass der Orient sich augenblicklich an einem Wendepunkt seiner Entwicklungsgeschichte befindet, wie er seit den Kreuzzügen seinesgleichen noch nicht gehabt hat, und da ist es sicherlich wichtig, sich über die gegenwärtig dort herrschenden Verhältnisse und die möglichen Aussichten genauer zu orientieren, um die vielleicht schon nach wenigen Monaten dort eintretenden Umwälzungen besser verstehen und richtiger beurteilen zu können. Diese Aufschlüsse bietet möglichst wahrheitsgetreu vorliegendes Büchlein. Und wenn in manchen Punkten geringfügige, durch die Ereignisse hervorgerufene Änderungen eingetreten sind, so haben wir dies, so weit es noch vor der Fertigstellung möglich war, nach Kräften berücksichtigt. Es sei an dieser Stelle noch besonders erwähnt, dass die auf S. 29—33 geschilderten strengen Massnahmen der Regierung insofern etwas nachgelassen haben, als die allgemeine Enttäuschung und Resignation der arabischen Bevölkerung und die Abwesenheit der zum grossen Teil ausgewiesenen Zionisten, dieselben in der schroffen Form des vergangenen Sommers unnötig erscheinen lassen.

Zum Schluss sei noch folgendes bemerkt: Der Verfasser nachfolgender Darstellung legt besonderen Wert darauf, die von den jüdischen Pionieren in Palästina geleisteten Kulturarbeiten der europäischen Leserwelt gerade jetzt vorzuführen, wo sie von den geschilderten Missständen vielleicht unheilbar getroffen worden sind. Mögen die gebildeten und menschenfreundlichen Leser noch rechtzeitig und gewissenhaft die grosse Frage durchdenken, ob die zionistische Arbeit in Palästina, welche im Laufe

einer Generation es fertig gebracht hat, eine heterogene Masse von Intellektuellen und Kaufleuten zu Bauern zu machen und die aus aller Herren Ländern zusammenströmenden west- und osteuropäischen Juden mit der einheimischen jüdischen Bevölkerung Palästinas mittels der neuerstandenen hebräischen Sprache zu einem immer einheitlicher werdenden, modernen hebräischen Volke zusammenzuschliessen, einfach ausgelöscht zu werden verdient, oder ob sie nicht vielmehr, wie die nationalen Bestrebungen aller bedrückten Völker, durch Wort und Tat unterstützt werden sollte, um so dem bisher herumirrenden, ewigen Volke der Bibel wenigstens teilweise zu einer Rückkehr in sein einstiges Vaterland zu verhelfen.

Möge es diesem, aus warmer Anteilnahme an den Schicksalen des Orients heraus, aber sine ira et studio geschriebenen Werkchen vergönnt sein, zur Klärung und Besserung der Lage der Orientvölker sein Scherflein beitragen zu können!

Zürich, im Februar 1916.

Dr. A. M.

I.

Die bisherigen Verhältnisse im Orient.

Es gibt heute keinen Kulturmenschen, der nicht weiss, was Orient bedeutet. Ein jeder Europäer hat eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung von jenem eigenartigen Komplex von Völkern und Stämmen, die sich durch ihre sonderbaren Bräuche und religiösen Handlungen und Sitten unvorteilhaft von uns Westlern unterscheiden. Wir kennen aus der Religionsstunde ein Land, in dem einst Milch und Honig floss, und wissen, dass dieses Land dort unten, am Strande des mildesten aller Meere, inmitten einer Menge anderer grösserer und kleinerer Provinzen des türkischen Reiches liegt, Provinzen, die alle hinter dem goldnen Ringe der drei Erdteile, Konstantinopel, beginnen und sich weit, weit bis hinter das Zweistromland hin erstrecken. Wir lesen in der Geographie, dass die Natur in allen diesen orientalischen Gegenden bald leichtsinnig verschwenderisch, bald trüb-geizig verfahren ist, hier heiter lächelt und da düster dreinschaut, an der einen Ecke mild und lau ist wie ein warmes Mutterherz, und wieder an einer anderen scharf und rauh haust wie ein Tyrann aus alter Zeit. Wir begreifen auch unschwer, dass dank diesen wunderlichen Gegensätzen Kultur und Barbarei, Fortschritt und Trägheit sich in jenen Ländern zeitlich und räumlich die Hände reichen und ein in seinem Farbenreichtum einzig dastehendes Bild menschlicher Grösse und Schwäche abgeben. Wir wissen all dies und noch manches andere — und doch ist uns der Orient noch

immer wie zu Goethes Zeiten eine Gegend, „wo die Völker wild aufeinanderschlagen", ein in entwicklungsgeschichtlichem Sinne vielfach unlösbares Rätsel, ein Paradies, vor dessen Toren die schwertschwingenden Engel eifersüchtig Wacht halten.

Das kommt meist daher, weil von den in die Tausende gehenden Schriften über den Orient die überwiegende Mehrzahl nach dem Muster des alten Chateaubriand und seiner Schule nur immer wieder die üblichen Lamentationen über die Trümmer des verfallenen Altheiligen zum Ausdruck bringt, ohne das moderne, immer stärker pulsierende wirtschaftliche und kulturelle Leben der Jetztzeit zu berücksichtigen. So de Saulcy und Renan in ihren wissenschaftlichen Orientbüchern, so die älteren englischen und auch deutschen Orientreisenden in ihren Berichten, so besonders der vielbekannte Orientfreund Pierre Loti, der in seinen noch vor wenigen Jahren geschriebenen Palästinabüchern *) nichts Besseres mitzuteilen wusste, als dass das Land heute im Gegensatz zu seiner einstigen Grösse schrecklich öde und hässlich erscheine, ohne dass er den aufsprühenden Fünkchen neuen Lebens seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. In den allerletzten Jahren ist das besonders in Deutschland anders geworden: Man fängt an, die Brücke zwischen Einst und Jetzt zu schlagen, neben den Ruinen auch das Neuerbaute, neben den toten Heiligtümern auch das wiederauflebende, kräftige Moderne zu berücksichtigen und zu schildern. So Auhagen in seinen Schriften über Palästina und Syrien, so auch Prof. Löhr in seinem „Palästina, Land und Leute", so schliesslich Alfons Paquet im Buche „In Palästina". Nur dass der inzwischen ausgebrochene Weltkrieg auch im Orient wie überall die Verhältnisse verschoben, viel geschadet, aber

*) Galilée, Jérusalem.

auch sehr viel Nutzen für das Aufblühen in Zukunft dieser Provinzen gebracht hat, und daher glauben wir durch eine möglichst getreue Schilderung der jetzigen orientalischen Zustände den gebildeten europäischen Lesern die Möglichkeit zu geben, einen Einblick in dieses durch die letzten Kriegsoperationen zum Mittelpunkt des Ringens gewordene Gebiet zu gewinnen.

Der „arabische Orient" umfasst jenen Teil Vorderasiens, der im Norden durch den Taurus und das armenische Hochplateau, im Osten durch die unweit des Tigris ansteigenden Iranbergketten, im Süden durch den Persischen Golf und den indischen Ozean, im Westen durch das Rote Meer und den Suezkanal, ferner durch die flache Ostküste des Mittelmeeres bis nach Alexandrette hin begrenzt wird. Von dem grösseren südlichen Teil dieses Riesenlandes, dem eigentlichen Arabien, das durch seine Lage und Stellung in der mohammedanischen Welt vom Kriege so gut wie verschont geblieben ist, soll in diesem Zusammenhange aus eben diesem Grunde nicht näher gesprochen werden; wir wollen unter dem oben gegebenen Namen nur die zwei grossen, für die Ereignisse im Weltkriege allein in Betracht kommenden Provinzen, Syrien und Mesopotamien, zusammenfassen und sie unter dieser geographisch und ethnisch etwas unvollständigen Bezeichnung, allein der Bequemlichkeit halber, belassen. Der so begrenzte arabische Orient ist ein Gebiet, das sich durch Schönheit und Üppigkeit seiner Natur, durch die ergreifende Einfachheit und Naivetät seiner zuweilen noch halbnomadisierenden Bewohner, sowie durch seinen Reichtum an von tiefer Romantik umwehten historischen Denkmälern auszeichnet. Gleichzeitig aber wird dieser Teil der Erde charakterisiert durch die Unsauberkeit und Rohheit der meisten Einwohner, die Unsicherheit und Schwierigkeit

im Verkehr, den oft zutage tretenden Fremdenhass und den bei der islamitischen Bevölkerung zur Natur gewordenen Fanatismus, an dem bisher alle Neuerungsversuche wohlmeinender Verwalter wie an einer ehernen Mauer zerschellen mussten. Die politischen Zustände in diesen Ländern waren seit Jahrzehnten die denkbar schlechtesten. Diese einstigen Kulturstätten Asiens haben nach den blutigen und verheerenden Kriegen, die sich im Laufe des Mittelalters und eines Teiles der Neuzeit hier abspielten, noch das unglückliche Schicksal gehabt, der Zankapfel zwischen den verschiedenen europäischen Mächten zu sein, gleichzeitig aber von einer ohnmächtigen und unmodernen Regierung verwaltet zu werden, die sie zur vollen Entwicklung nicht bringen konnte. Die türkische Zentralregierung kümmerte sich im allgemeinen um diese wichtigen Provinzen blutwenig und schenkte ihnen ihre Aufmerksamkeit nur dann, wenn entweder ein gekröntes Haupt sie besuchen wollte oder eine von den Franzosen oder Engländern zu dreist geforderte Konzession für Hafen- oder Bahnbauten in Syrien den Ministern Kopfzerbrechen und Unannehmlichkeiten verursachte. Im übrigen wurde der arabische Orient, ein Land, welches innerhalb der engeren oben angegebenen Grenzen (ohne Arabien) zirka ½ Million Quadratkilometer umfasst und eine Bevölkerung von zirka 6 Millionen zählt, sich selbst oder dem Schicksal überlassen. Das Gewimmel von Völkern und Stämmen in diesem Teile Asiens ist noch grösser als auf dem Balkan; die verschiedenen ethnischen Gruppen zerfallen in der Hauptsache in mohammedanische und christliche Araber, Türken, Juden, Armenier, Drusen, Tscherkessen, Kurden, Perser usw. Diese unruhige Völkermasse wurde von der türkischen Regierung dem guten oder bösen Willen der in den meisten Fällen schlechten und

käuflichen Gouverneure überlassen, die übrigens öfter abgesetzt oder versetzt wurden, als es mit den römischen Prokuratoren zur Zeit der schlimmsten Misswirtschaft der Fall war. Die regierenden Herrschaften in Konstantinopel kannten die Grenzen dieser Länder so schlecht, dass es den Engländern ein Kinderspiel war, gelegentlich der „Regulierung“ der syrisch-ägyptischen Grenze die wichtige Landschaft von El-Arisch einzustecken. In Syrien-Mesopotamien selbst herrschte, wie das auch auf dem Balkan immer der Fall gewesen, ein ewiger, oft zu blutigen Taten führender Gegensatz zwischen muslimischen und christlichen Arabern, zwischen Beduinen und Drusen, zwischen diesen und den Libanesern und in den allerletzten Jahren auch zwischen den christlichen Arabern und den in Palästina ansässigen Juden. Diese Völkerschaften systematisch gegeneinander und insgesamt gegen die türkische Regierung aufzuhetzen, war die beliebte Beschäftigung der verschiedenen englischen und französischen Agenten und Missionare, die dabei tatkräftig von ihren Regierungen unterstützt wurden; auf diese Weise entstanden in diesen beiden Provinzen eine ganze Anzahl kleinerer und grösserer „Interessensphären“ politischer und wirtschaftlicher Natur, die, meistenteils an den Küsten gelegen, als Eingangspforten für die europäischen Eroberer dienten. So galt der Libanon und der Küstenstrich um Beyrut als französisches, die Gegend um den Persischen Golf bis dicht hinter Bagdad als englisches Zukunftsgebiet, in dem die türkische Regierung immer mehr Gast und die europäischen Gäste immer mehr Herren wurden. Auch die Einführung der Konstitution in der Türkei brachte in den politischen Verhältnissen dieser Länder keine wesentliche Änderung, wenigstens keine Besserung; nur dass die grossstädtische arabische Bevölkerung jetzt etwas lauter ihrer Unzu-

friedenheit über die herrschenden Zustände in Zeitungen und Flugschriften Ausdruck geben konnte und die von den englischen Agenten eingeblasenen Gedanken an ein freies Grossarabien die einflussreichsten Araber zu immer verwegeneren Hoffnungen und Zukunftsträumen verleiteten.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn ganz grosse Teile dieser reichen und gesegneten Länder, der einstigen Kornkammern und Schatzhäuser Asiens, heute ganz oder halb brachliegen, der Versandung oder Versumpfung anheimfallen und jenes Bild der heillosesten Zerfahrenheit und Verwahrlosung abgeben, wie es vielleicht nirgends in der Welt seinesgleichen hat. Die allernotwendigsten Einrichtungen, wie Strassen und Eisenbahnen, Post, Telegraph und Telephon, mangelten bis vor wenigen Jahren fast gänzlich in diesen Provinzen, die so reich sind an Getreide, Tabak, Südfrüchten, Industriepflanzen, Seide und Wolle, mineralischen Produkten und einheimischen kunstgewerblichen Industrien. Einige Beispiele sollen das eben Gesagte veranschaulichen: Im Hafen von Jaffa werden (seit 1906—07) einige Millionen Kisten Orangen, mehrere tausend Tonnen Getreide, tausende Hektoliter Wein und andere Produkte fürs Ausland verladen; der Gesamtwert des über Jaffa gehenden Exportes wird mit 40—50 Millionen Franken beziffert. Nun werden diese Produkte natürlich erst aus den die Stadt umgebenden Kolonien eingebracht, und da wäre es doch das einfachste und für die Einnahmen des Staates am meisten fördernde der Welt, dass man den Produzenten gute Wege, rasche Post- und Telegraphverbindung und einen guteingerichteten Hafen zur Verfügung stellt. Die türkische Regierung versteht es aber anders; die zwei- bis dreitausend Einwohner zählende reiche jüdische Kolonie Petach-Tiqwa

z. B., die im ganzen 15 km von der Stadt entfernt ist, hat mit dieser weder Telegraph- oder Telephon-, noch Eisenbahn- oder Strassenverbindung, denn die Landstrasse ist in einem solchen Zustande, dass beladene Wagen auf ihr im Sommer im Sande, im Winter im meterdicken Schlamm versinken, und die Bauern ziehen es daher vor, einen Umweg von doppelter Länge zu machen, nur um sich und ihre Pferde vor den Qualen der „Landstrasse“ zu verschonen, oder sie verladen ihre Ware nach der altväterlichen Weise auf Kamelen und Eseln, ein Verfahren, das ebenso zeit- und geldraubend wie schlamprig und unsicher ist. Der „Hafen“ Jaffas aber übertrifft an Schmutz, Enge, Ordnungslosigkeit und Mangel an den allernotwendigsten Geräten und Bequemlichkeiten alles, was man selbst im Orient zu sehen gewohnt ist. Von eigentlichen Hafenanlagen ist keine Spur vorhanden; der vor drei Jahrtausenden von den Phönikern ausgebaute Kleinschiffhafen kann heute natürlich keinen Nutzen bringen, zumal er mehr als zur Hälfte versandet und von einst schützenden, heute sehr gefährlichen Klippen und Muschelfelsen umgeben ist. Das Zollgebäude, durch das ausser den erwähnten Exportwaren auch Einfuhrartikel im Werte von zirka 50 Millionen jährlich passieren, besteht in einem 25—30 m langen und 6—8 m breiten Raum, welcher von aussen wie eine schlechtgehaltene Scheune, von innen aber wie ein Stall aussieht und zugleich Zollamt, Warenlager, Passbureau und Regiedepot ist. Und da die zu verladende Ware nicht aufbewahrt werden kann, so wird sie gleich nach Ankunft aus dem Innern auf die kleinen Boote und Schleppschiffe untergebracht, wo sie verharrt, bis der betreffende Dampfer seinen Anker draussen in der Bucht geworfen hat und die Boote ihm die Ware zustellen können. Gibt es aber — was in den Wintermonaten häufig der

Fall ist — schlechtes Wetter, und ist der Wellengang für die kleinen, primitiven Fahrzeuge zu gefährlich, so muss die Ware im Boote liegen bleiben, bis Freund Neptun günstiger gelaunt und das Meer fahrbar ist. Dass gelegentlich solcher meist plötzlich ausbrechenden Stürme manches Boot mit Mann und Maus in den Wellen umkommt oder doch nur die Ware zugrunde geht oder aber unter dem Schutze des Wetters von den Bootsleuten am hellichten Tage geraubt und ausverkauft wird, braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Ähnlich wie die Strassen- und Hafenverhältnisse waren auch die Dinge, was den Postverkehr anbetrifft. Und wenn wir zwar 1914 schon vorgeschrittener waren als 1890, wo die angekommenen Briefe von einem „Beamten" auf den Markt getragen und die Vorübergehenden aufgefordert wurden nachzusehen, ob sie etwa ein „Schreiben" erhalten haben, so stand die Postverwaltung auch noch in den letzten Jahren unter jeder Kritik und auf einer für einen Europäer undenkbar niedrigen Stufe; wer nur einmal mit der türkischen Post zu tun gehabt, wiederholte das kostspielige Experiment nie wieder, sondern ging zur deutschen österreichischen, französischen usw. Post und besorgte dort seine Geschäfte. Ich will gar nicht mehr von der öffentlichen Sicherheit sprechen, die derartig hoch stand, dass man z. B. hundert Schritte ausserhalb Jaffas — einer Hafenstadt mit über 50,000 Einwohnern — erdrosselt oder ausgeraubt werden konnte, ohne dass sich auch nur ein Sperling darum gekümmert hätte —; man wusste, dass, wenn man im Orient lebt, man mindestens um 200% mehr Chancen umzukommen hatte, als im Eisenbahnbetrieb einer Untergrundbahn in London oder New-York.

In diesen Wirrwarr nun brachten die in den letzten Jahren besonders in Palästina angesiedelten deutschen und

jüdischen Kolonisten einige — leider zu geringe — Besserung. Die deutschen Bauern — meist aus religiös-ethischen Gründen eingewanderte Schwaben — gründeten nach und nach sieben Ackerbaukolonien, in denen in musterhafter Weise Wein, Getreide, Obst usw. gebaut, Rind- und Kleinvieh gezüchtet und Milch und Honig produziert wird. Die in den verschiedenen Gegenden Palästinas angelegten Kolonien übten sowohl auf die sie umgebenden Dörfer wie auch auf die Hebung der wirtschaftlichen Lage im ganzen Lande den besten Einfluss aus. Ähnlich und in weit grösserem Masse wirkten auch die jüdischen Kolonien, deren Zahl in den letzten Jahren auf zirka vierzig stieg, und die sich mehr dem Weinbau und den Pflanzungen widmeten, als dem Getreidebau. Die in den letzten Jahren besonders erstarkende zionistische Bewegung hat rasch sehr wichtige wirtschaftliche und kulturelle Leistungen hervorgebracht, den Handel und Verkehr in Südsyrien, besonders in den Städten Gaza, Jaffa und Haifa, gehoben, so dass die Konsularberichte der letzten Vorkriegsjahre einen immer grösseren Fortschritt sowohl in landwirtschaftlicher und industrieller wie auch in verkehrstechnischer Beziehung überhaupt verzeichnen konnten. Die bis dahin unbedeutenden Ziffern der finanziellen Tätigkeit der verschiedenen Orientbanken schwollen seit 1909 ebenfalls ganz bedeutend an und besonders die deutsche Orientbank und die Anglo-Palestine Cie. vermehrten ihr Grundkapital um das Vielfache und eröffneten Filialen in mehreren syrisch-palästinischen Städten. Auch die europäischen Bequemlichkeiten begannen nach dem Oriente herüberzuwandern: An den Aussenseiten Jaffas und Jerusalems, ebenso auch am Abhange des Karmel in Haifa entstanden jüdische Viertel moderner Häuser mit richtigen, breiten und gepflasterten Strassen, Wasserleitung, Beleuchtung, Kine-

matographen und anderen Vergnügungslokalen, es wurden europäisch geleitete Volksschulen und Gymnasien gegründet, und man begann verschiedene chemische Laboratorien, geologische, archäologische usw. Institute ins Leben zu rufen, ja man dachte sogar bereits an die Gründung einer Landesuniversität in Jerusalem, die für Palästina das sein sollte, was die französischen und amerikanischen Kollegs in Beyruth und anderwärts waren.

Diese Ansätze zu höherem Kulturleben sowie die Bemühungen einzelner zur Einführung gewisser Industrien konnten, wegen der allgemeinen oben geschilderten Verworrenheit der politischen Verhältnisse und des Mangels an Schutz von seiten der Regierung, nicht allgemein werden, noch die entsprechenden Früchte tragen. Das Grosskapital des In- und Auslandes wollte sich aus diesen Gründen, besonders seit den letzten Balkanwirren und der drohenden Schwüle in der europäischen Diplomatie, an kein Unternehmen in Syrien oder Mesopotamien heranwagen — und deren gab es eine ganze Anzahl und sogar manche darunter mit glänzenden Aussichten auf Erfolg. So wurden z. B. im Hauran sowie am Toten Meere Petroleumspuren entdeckt und fachmännische Untersuchungen bewiesen, dass es nicht nur bei den Spuren bleiben dürfte. Ein amerikanischer Petroleumtrust begann sogar Forschungsarbeiten und bewarb sich um die Konzession zur Ausbeutung des nach den Berechnungen in gewaltigen Mengen vorhandenen Erdöls, — da kam der Sommer 1914 und mahnte zur Vorsicht, und die Sache wurde dabei belassen. Ein Jahr lang gingen Unterhandlungen zwischen der Zentralregierung und verschiedenen französischen Firmen, wegen eines Projektes zur Wasserversorgung und zum Strassenbahnbau in Jerusalem; Projekte zur Verlängerung der Aleppo-Rayakbahn nach Nablus (Sichem)-

Jerusalem-Port Said waren seit langem ausgearbeitet und der zögernden Regierung unterbreitet worden, ebenso wie die Vorlagen und Pläne der Hafenbauten in Jaffa, Haifa, Trabulus und Alexandrette. Auch die Möglichkeit einer rationellen Ausnutzung der Wasserkräfte der durch starkes Gefälle sich auszeichnenden syrisch-mesopotamischen Flüsse war verschiedentlich von Fachleuten besprochen und als günstig befunden worden. Ferner war ein Plan zur Regelung der mesopotamischen Flüsse und systematischen Verteilung der Wasserstrassen in diesem Lande von englischen Hydrologen ausgearbeitet und die Kosten auf zirka hundert Millionen berechnet worden; dieses Kulturwerk ersten Ranges sollte aus dem Sumpf- und Wüstenland eine Kornkammer und Gärtnerei von der Fruchtbarkeit Indiens machen und ganz ungeahnte Aussichten für Handel und Industrie in Vorderasien eröffnen. Und endlich war das Bagdadbahnprojekt bereits teilweise zur Ausarbeitung übergeben und einzelne Teile dieser wichtigsten aller Bahnen Eurasiens begonnen worden, — als die europäische Katastrophe hereinbrach und allem Plänemachen und Kalkulieren im Orient wie in Europa ein jähes Ende bereitete.

II.

Kriegsvorbereitungen und Kriegsnot.

Der Orient ist seit jeher das Land der unbegrenzten Möglichkeiten gewesen, und diese seine Eigenschaft hat er während des gegenwärtigen Weltunglücks nicht ganz aufgegeben. Während nämlich der Krieg sonst überall nur Elend und Rückschritt, Vernichtung von Kulturstätten und Kunstwerken brachte, hat der arabische Orient neben den naturgemäss grossen Kriegsschäden auch einen sehr bemerkenswerten wirtschaftlichen und kulturellen, ja sogar religiösen Fortschritt zu verzeichnen. So hart Syrien und Mesopotamien auch vom Krieg mitgenommen wurden, so hat ihnen doch dieses gewaltige Ereignis zur Aufraffung aus einer Jahrhunderte alten Lethargie verholfen und hat wie ein Blitz die Augen jener naiven Naturkinder erleuchtet, dass sie mit mehr Verständnis in das Weltgetriebe blicken können.

Zunächst wurde Syrien, da es im Zuge gegen den Suezkanal als Operationsbasis dienen sollte, plötzlich Gegenstand einer ganz besonderen Aufmerksamkeit für die leitenden Organe. Es wurde dorthin als Befehlshaber und Diktator der General und Marineminister Djemal-Pascha entsendet, dem ganz ausserordentliche Vollmacht und eine Armee zugestellt und die Aufgabe gegeben wurde, gegen Ägypten anzukämpfen, es womöglich den Engländern zu entreissen. Djemal-Pascha ist eine im Exekutiv-Komitee der Jungtürken durch seine Intransigenz und Franzosenfreundlichkeit genügend bekannte Persönlichkeit; es mag ihm, dem in französischem Geiste erzogenen, noch kurz vor dem Kriege auf Freundschaftsbesuch in Frankreich gewesenen Türken wohl etwas wunderlich zu Mute gewesen sein, als sich Enver-Pascha entschloss, mit Deutschland

und gegen die Entente, also gegen Frankreich, zu kämpfen. Noch sonderbarer und unangenehmer aber war für ihn der Umstand, dass er gewissermassen von Konstantinopel verwiesen und in eine Gegend geschickt wurde, die er, wie alle türkischen Minister, noch nie in seinem Leben gesehen, die er höchstens dem Namen nach gekannt hatte, und deren Bevölkerung ein so unentwirrbares Gemisch von — für ihn, den Jungtürken — minderwertigen Stämmen und Völkern bildet, deren Sprachen er weder versteht, noch liebt, und die ihn überhaupt nie im Leben interessiert hatten. Und in diesem so verwahrlosten Lande, wo man nicht einmal überall per Auto fahren kann, soll er eine grosse Armee organisieren und eine Aufgabe erfüllen, die wohl auch eines Hindenburg kaum unwürdig wäre — und zugleich auch noch die „kleinlichen" Verwaltungssorgen tragen —, denn er war ja oberster Leiter des ganzen Landes! Und man muss es diesem jetzt etwas in Ungnade gefallenen Heerführer hoch anrechnen, dass er, wenn auch nicht die englische Armee besiegt, so doch eine Unmenge von Schwierigkeiten tapfer bekämpft und niedergerungen hat; denn, unter den oben erwähnten Umständen in Syrien ein Heer zu organisieren, die nötigen Requirierungen an Pferden, Wagen, Materialien und Lebensmitteln durchzuführen, und dazu noch die an eine ordentliche Lebensweise so wenig gewohnten Orientalen in Ruhe und Ordnung zu halten — dazu gehört sicherlich viel mehr Verständnis und Energie, als unter geregelten Verhältnissen eine siegreiche Schlacht zu liefern.

Zunächst mussten für die Truppen- und Munitionstransporte einigermassen brauchbare Wege geschaffen werden. Von der grossen Verkehrsstrasse Taurus-Aleppo-Jerusalem-Beerseba-Suezkanal war zu Beginn des Krieges der ganze südliche Abschnitt (Phule-Suezkanal), ein gut Drittel der gesamten Strasse, für militärische Zwecke so

gut wie unbrauchbar, der allersüdlichste Teil (Beerseba-Kanal), als Wüstenland, direkt unzugänglich. Man vergegenwärtige sich nun, was das zu bedeuten hat, wenn in jenen entlegenen, gebirgig-unwegsamen Gegenden in wenigen Monaten Hunderte von Kilometern an guten Automobilstrassen, an Eisenbahnlinien, strategisch wichtigen Telegraph- und Telephonverbindungen, Marconigraphstationen und ähnliche Einrichtungen entstanden sind! Und man bedenke ferner, mit welchen Mitteln dies alles ausgeführt wurde: Da man aus Europa so gut wie gar kein Material erhielt, so musste man sich mit „inneren Anleihen" behelfen. Weniger nötige oder den Angriffen des Feindes ausgesetzte Schienenstränge (z. B. zwischen Jaffa und Ramleh, Trabulus und Homs usw.) wurden aufgerissen und an den notwendigen Stellen verwendet, die der Küste entlang laufende Telegraphenlinie wurde der im Innern des Landes befindlichen Militärstrasse angegliedert, die für den Eisenbahnbetrieb notwendige Kohle entweder aus der neuentdeckten Braunkohlengrube im Libanon geliefert oder, da diese nicht ausreichte, durch Eukalyptus- und anderes Brennholz ersetzt, u. s. f. Alle diese Arbeiten aber mussten in einem im Orient unerhört raschen Tempo, unter den unaufhörlichen, kleineren und grösseren Angriffen der feindlichen Kriegsschiffe und Flieger, ausgeführt werden. Wo eine Eisenbahnbrücke z. B. von einem Flieger entdeckt wurde, wurde sie sofort Gegenstand eines Luft- oder Seeangriffes. So wurden Eisenbahnanlagen nahe Alexandrette und Haifa wiederholt bombardiert, die deutsche Eisenfabrik in Jaffa zerstört, das deutsche Konsulat in Haifa demoliert, — man hatte sich in diesen Gegenden bereits daran gewöhnt, mindestens einmal wöchentlich die Schlünde der Kanonen der Kriegsschiffe Feuer sprühen zu sehen, und erwartete diese inter-

essante Zerstreuung wie man ein sicher eintreffendes Naturereignis erwartet, um nachher die Granatsplitter zu sammeln und sie als Briefbeschwerer oder andere nützliche Andenken zu benutzen. Gross waren also die Anstrengungen der der IV. Armee zugeteilten deutschen Offiziere und Techniker, und diesen ist es zu verdanken, wenn man bereits im Mai 1915 von Konstantinopel nach Jerusalem mit einer kleinen Unterbrechung am Taurus mit der Eisenbahn gelangen konnte. Und ebendieselben deutschen Ingenieure arbeiten jetzt ohne Rast an dem Riesenwerke, die Wüste Zin (zwischen Palästina und dem Kanal) mit einer guten Feldbahn, Wasserleitung, Telegraph und Telephon zu versehen, — ein Werk, das einen Ramses oder Nebukadnezar schwindlig machen würde. Andererseits wird der Abschnitt Aleppo-Osmanieh der Bagdadbahn mit ebendemselben Eifer weitergeführt, und so diese Perle des Orients, zu der man gegenwärtig von Aleppo in zwanzig bis dreissig Tagen mit der Karawane gelangt, dem europäischen Zentrum nähergerückt, was nach dem Kriege von einer kaum hoch genug anzuschlagenden Bedeutung für diese einstige Weltstadt und deren Hinterland bis nach Indien sein wird. Aber auch Galiläa, dieses wunderschöne Vaterland Jesu, bekommt jetzt gute, breite Heerstrassen, wird so den Grossstädten Damaskus und Beyruth nähergerückt und für eine aussichtsreichere Zukunft vorbereitet. Ebenso das reiche, aus vorzüglichem Lavaboden bestehende Hauranland, dessen Erschliessung es zu einem Getreide- und Viehexportland ersten Ranges machen wird.

Aber nicht nur die Verkehrsmöglichkeiten wurden vermehrt und verbessert, sondern die Reformtätigkeit Djemal-Paschas und seiner deutschen Unterstellten griff viel tiefer in das eigentliche orientalische Leben hinein und gestaltete es gänzlich um. Um die durch ihren Schmutz berühmten

Syrer vor den durch die Not und die Truppentransporte verursachten Krankheiten womöglich zu schützen, mussten sehr energische Massregeln ergriffen und mit rücksichtsloser Strenge durchgeführt werden, da sie sonst unwirksam blieben. So musste zur Drohung mit Kriegsgericht und Todesstrafen Zuflucht genommen werden, um auf diesem für den Orient ganz neuen Gebiete rasch die erwünschten Resultate zu erzielen. Ungern, aber notgedrungen mussten sich die Araber daran gewöhnen, Haus und Hof sauber zu halten, Hände und Körper oft und ganz ordentlich zu waschen, Esswaren ohne Staub und Flüssigkeiten ohne Fliegen zu verkaufen. Wer hätte noch vor zwei Jahren geahnt, dass man bald in den höllisch stinkigen Märkten reine Glas- und Drahtschränke, frisch und sauber gekleidete Händler und nicht Ekel erregende Ware finden würde? Auch die Strassen und Plätze mussten täglich reingefegt und besprengt werden — und man brachte es wirklich zustande, den Mist in Mullwagen zu verladen und nicht meterhoch auf der Strasse liegen zu lassen, und sogar richtige Sprengwagen wurden — man wusste nicht einmal wie und woher — herbeigeschafft und zum Staunen der verblüfften Bevölkerung in Gebrauch gesetzt. Baufällige oder den Verkehr hemmende Baracken und Hütten mussten abgerissen und neue, saubere Gebäulichkeiten mit Unterstützung der Regierung an deren Stelle errichtet werden. Die seit Jahrhunderten bestehenden düsteren und hässlichen Steingehege und Mauern, die engen licht- und luftleeren „Strassen" in Damaskus und Jerusalem, Jaffa und Beyruth mussten allmählich modernen Einrichtungen das Feld räumen, und die sonst im Orient höchstens nur aus den Kinovorstellungen bekannten Trottoirs begannen jetzt überall zugleich mit Abflusskanälen angelegt zu werden. Freilich konnte man dadurch nicht verhindern,

dass in den entlegeneren Gegenden die Soldaten Kamelleichenfleisch assen, oder die toten Tiere an die ausgehungerten Bauern verkauften, wodurch Epidemien und Massenerkrankungen ausbrachen, — das sind eben die allgemeinen Schattenseiten des Krieges und gehören heute zu den Nebensächlichkeiten, auf die zu achten man kaum noch Musse hat. Denn was bedeutet das schliesslich im Vergleich zu den Leiden, die die syrisch-mesopotamische Bevölkerung im allgemeinen während des Krieges zu ertragen hat, und die zu lindern es trotz aller Energie der Leitung nicht möglich ist?

Syrien und Mesopotamien sind nun einmal, wie der ganze übrige Orient, Länder, die streng auf die Zufuhr vom Auslande her angewiesen sind. Selbst diejenigen Produkte, die reichlich im Lande vorhanden sind, kommen nie zu einer richtigen Verteilung unter die einzelnen Gegenden, denn einerseits lockt die Produzenten das höhere Verdienst zum Exportieren, andererseits war es bisher beim Stand der Verkehrsmittel unmöglich, die Provinzen mit inländischen Nahrungsmitteln zu versorgen, so dass man z. B. grosse Mengen Orangen und Getreide ins Ausland verkaufte, während die entlegeneren Gegenden diese selben Produkte aus dem fernen Auslande beziehen mussten, weil die Transportkosten einer Ladung von Hamburg nach Jaffa zur See geringer waren als die von Tiberias nach Jaffa auf dem Landwege. Es bedurfte daher nur einer energischeren Durchführung der Blockade von seiten der französisch-englischen Kriegsschiffe, um diese Länder in die buchstäblichste Hungersnot zu stürzen. Das gleich nach Ausbruch des Krieges überall aufgetauchte Gespenst des Moratoriums lähmte augenblicklich jede wirtschaftliche Tätigkeit im ganzen Orient; in allen Städten und Kolonien feiern die Arbeiter und Kaufleute, die Handwerker und

Beamten, oder arbeiten für Hungerlöhne und ein lächerliches Verdienst, das ihnen nicht gestattet, den Bedürfnissen ihrer Familien auch nur halbwegs gerecht zu werden. Just in diesem Jahre mussten auch noch die Heuschrecken kommen, und zwar in solchen Mengen, dass ihnen gegenüber die biblischen Schilderungen dieser Plage als eine Karikatur erscheinen. Trotz Massregeln und Anstrengungen übermenschlicher Art ging die ganze Ernte von 1915 zugrunde, einige wenige Produkte ausgenommen, die vor der Ankunft der Heuschrecken gereift oder nach deren Abzug gepflanzt worden waren. Der allgemeine Schaden in Syrien allein wird bescheiden mit hundert Millionen Franken berechnet. Natürlich ist die allgemeine Lage dementsprechend. Da die Reserven in Mehl und anderen Lebensmitteln äusserst geringe sind, mussten die Preise ungeheuer steigen und der Lebensmittelwucher blüht trotz Massregeln wie Bestimmung von Maximalpreisen, Verteilung der Nahrungsmittel auf die verschiedenen Städte des Orients usw. Starke Züge von armen, hungernden Arbeitern gehen von der einen Gegend in die andere über, in der Hoffnung, etwas Arbeit zu finden und ihren Hunger zu stillen. Es gibt unter diesen Hungerleidern solche, die den Geschmack des Brotes seit Monaten verlernt haben und täglich von einer Tomate oder einem Zuckerrohrstengel leben, wenn sie diese kostbaren Gegenstände noch erbetteln können. Auch die übrigen Nahrungs- und die Kleidungsgegenstände haben Preise erzielt, die selbst im bedrängtesten Winkel Russlands oder Galiziens als fabelhaft angesehen werden. So kostete z. B. im September 1915 ein Kilo Zucker 5 Franken, ein Liter Petroleum (das in Syrien ein absolut unentbehrlicher Gegenstand ist, da es sowohl zur Beleuchtung und Heizung, als auch hauptsächlich als Energieerzeuger für die Motore der Wasser-

leitungen in den Pflanzungen verwendet wird) über fünf Franken, wenn es überhaupt noch zu erreichen war; alle Arten von Gemüse, die die Hauptnahrung der weniger bemittelten Bevölkerung im Orient bilden, wegen der Heuschreckenplage zu fünf- und mehrfachen Preisen als in normalen Jahren, usw. Alle Städte und Dörfer sind von Sonnenuntergang an in tiefes Dunkel gehüllt, da man nirgends mehr Petroleum erschwingen kann, und auch die Kerzen, deren man sich im Orient ja mit Vorliebe bedient, mangeln bereits gänzlich, wie alle übrigen Importartikel. Ebenso drückend wie die Teuerung der Lebensmittel ist die der Bekleidungsgegenstände. Europäische Schuhe gab es im September nur noch in einigen Exemplaren, die zu ganz unerhörten Preisen abgegeben wurden; das Leder ist um das vierfache teurer und äusserst selten geworden. Dabei ist Syrien und noch mehr Mesopotamien einer der ersten Produzenten von Gerbstoffen und auch Rindvieh gibt es mehr als genug, doch werden stets sowohl die Rohhäute wie die Gerbstoffe exportiert und das Leder erst aus dem Auslande bezogen. So muss denn jetzt, wo der Import aufgehört hat, die grosse Masse der Bevölkerung mit der altgewohnten orientalischen Tracht vorlieb nehmen und barfuss gehen; die Städter aber helfen sich mit Holzpantinen und selbstgestrickten Garnschuhen durch, die natürlich für den wenn auch nicht sehr scharfen Winter von keinem Wert sind. Kleider und Kleiderstoffe aber sind in den meisten Städten für alles Gold nicht mehr zu haben, ebenso europäische Strümpfe und warme Unterkleider. Dass unter solchen Umständen die im Orient gewöhnlichen Raubüberfälle und Diebstähle, sowie die Bettelei sehr stark zugenommen haben, ist ja selbstverständlich. Um so energischer musste da die Regierung Djemal-Paschas gegen diese Unordnung ankämpfen und mussten daher

mitunter äusserst drastische Gewaltmassregeln ergriffen werden; die Kriegsgerichte arbeiteten mit Hochdruck und der Galgen und das Standrecht taten ganz ausgiebig ihre Schuldigkeit. Dafür aber erzielte man den Erfolg, dass wie mit einem Schlage alle Reibereien zwischen den verschiedenen Gauen und Sippschaften aufhörten; die so tief eingewurzelten Gegensätze zwischen den verschiedenen Gemeinschaften mussten nun wenigstens für die Dauer der Militärherrschaft verschwinden, und auch wichtigere, politisch zugespitzte Konflikte zwischen den muslimischen und christlichen Bewohnern mancher Gegenden tauchten unter dem Drucke der alles überprüfenden Regierung zum grossen Teil unter.

Doch hat dieser Notzustand unverkennbar auch manches Gute für die Entwicklung des Orients mit sich gebracht. Da der Export gänzlich aufhören musste, und die in den syrischen Häfen im Herbst 1914 aufgestapelten Produkte nicht verschickt werden konnten, so kam man schliesslich dahinter, dass der Absatz im Innern, wenn auch nicht so verdienstreich wie der Aussenhandel, doch immer besser sei als gar nichts, und so begann man plötzlich bei allen Verkehrsschwierigkeiten — denn die neugeschaffenen Wege wurden zu Militärzwecken gebraucht —, einen nicht unbedeutenden Innenhandel zu treiben, der allmählich immer lohnender wurde. Die Orangen und Mandeln Palästinas gelangten in Aleppo und Bagdad zum Verkauf, während Vieh und Getreide — solange es noch welches gab — von diesen Gegenden dorthin wanderte. So erholten sich manche Branchen, die bei Ausbruch des Krieges unerbittlich gekracht waren, im Laufe der Monate ganz gehörig, und man fing an — allerdings sehr langsam und vorsichtig —, Pläne für neue Unternehmungen zu entwerfen. Während z. B. die Orangen zu Beginn des Krieges

in den Hafenstädten zu Schleuderpreisen abgegeben wurden — 20 bis 30 Stück erster Qualität für fünf Rappen — und gleichzeitig die nördlichen Gegenden 20 bis 30 Cts. pro Stück zahlen mussten, regelte sich in der Folge das Verhältnis zum Nutzen beider Teile; ebenso erging es den Mandeln, dem Wein usw. Selbst auf dem Gebiete der industriellen und technischen Unternehmungen hat man unter dem Drucke der Not manches geschaffen, das in Friedenszeiten im Orient in das Bereich der Fabel gehörte. So fabriziert man jetzt in den verschiedenen Gegenden Syriens Spiritus — zwar in ungenügenden Quantitäten —, der das mangelnde Petroleum in manchen Punkten ersetzen kann; das Rohmaterial ist meist Orangen- und Zitronenschalen, für die man sonst gar keine Verwendung hatte. Ferner wurde dem Mangel an ausländischen Konserven durch — natürlich an Qualität etwas minderwertige — inländische so gut wie möglich abgeholfen; besonders ist dies mit den Sardinen und anderen Fischereiprodukten der Fall, die in den Binnenseen und an der Küste reichlich vorhanden sind. Sogar grössere, in europäischem Stile gehaltene Unternehmungen fehlen nicht; so z. B. die Gründung einer Aktiengesellschaft zum Zwecke der Trockenlegung und Bewirtschaftung des Hulebeckens (an der Nordgrenze Palästinas), wodurch eine Landfläche von zirka 6000 Hektaren erstklassigen Bodens gewonnen, eine beträchtliche Steigerung der Getreide- und Zuckerrohrproduktion und ein jährlicher Reingewinn von Millionen erzielt werden wird.

Eine nicht minder wichtige Begleiterscheinung des Krieges im Orient ist auch die Gründung von mittleren und höheren Schulen, zumal in den bedeutenderen Städten Syriens, und zwar hauptsächlich als Ersatz für die vor dem Kriege bestehenden ausländischen Schulanstalten der Missionsgesellschaften. In den meisten dieser neugegründe-

ten Schulen ist auch das Programm nicht mehr das alte, religiös-schablonenhafte, welches in einem end- und sinnlosen Herunterleiern von Koransätzen bestand, sondern ist den europäischen Schulplänen angepasst worden, mit einer oder zwei fremden Sprachen (natürlich wird jetzt in den meisten Fällen die deutsche Sprache bevorzugt) und mehr Realien. Die Lehrer sind auch von ganz modernem Schlage, viele von ihnen bereits akademisch gebildete, europäisch empfindende junge Leute. In vielen Städten (Aleppo, Bagdad, Jerusalem) wurden auch neue deutsche Schulen gegründet oder doch wenigstens die schon bestehenden bedeutend erweitert, da die Schülerzahl wegen der Schliessung der französischen, englischen usw. Anstalten doppelt, ja dreifach so gross wurde. Eine für die Entwicklung des Orients äusserst wichtige Massregel ist noch die, dass der Schulzwang sich von nun an auch auf Kinder weiblichen Geschlechts erstreckt; die zukünftigen arabischen Frauen sollen nicht mehr Sklavinnen und Lustbarkeitsinstrumente allein, sondern auch menschlich denkende und empfindende Wesen sein, die für das Leben genügend Verständnis und Vorbereitung haben. Bereits beginnen infolge dieser Verordnung auch erwachsene Frauen sich für das moderne Leben zu interessieren. Viele haben den Schleier abgelegt und Lesen und Schreiben zu lernen begonnen, damit sie die französischen Erklärungen im Kinematograph auch verstehen können . . . So hat der Orient in diesem Jahre des allgemeinen Elends eigentlich mehr gewonnen als sonst in einem Jahrhundert des Friedens; aus dem Bündnis der Türkei mit Deutschland ist speziell für den arabischen Orient eine grosse Anzahl nützlicher und der Hebung des Wohlstandes dienlicher Massnahmen hervorgegangen, wie es selbst in vielen nichtkriegführenden Staaten nicht der Fall gewesen ist.

III.

Militärische Operationen; Lage im Innern.

Weniger erfreuliches werden wir allerdings über die militärischen Operationen in den Orientprovinzen zu berichten haben. Von den zwei im Orient liegenden Kriegsschauplätzen, der Irakfront und dem Suezkanal, ist die erste die bei weitem bedeutendere und für den Ausgang des Krieges, wenigstens vorläufig, die von grösserer Wichtigkeit als das Suezkanalunternehmen in seiner ersten, rein türkischen Form. Das um so mehr, als die mesopotamische Armee eigentlich kaum diesen Namen verdient: Die dort kämpfenden Einheiten sind in der überwiegenden Mehrzahl keine regulären türkischen Truppen, sondern mehr oder minder gut organisierte, jedenfalls etwas primitiv bewaffnete arabische Stämme, die wohl türkischen und gelegentlich auch deutschen Offizieren unterstehen, aber den Wert einer ausgebildeten Armee bei weitem nicht erreichen. Und es ist eigentlich mehr als ein Wunder, dass diese auch an Zahl nicht gerade gewaltigen Truppen seit mehr denn einem Jahre allen Angriffen der wohlorganisierten und tüchtig ausgerüsteten englisch-indischen Truppen, die noch dazu Kriegsschiffe auf dem Tigris und Flugzeuge zur Genüge haben, so heldenhaft widerstehen konnten und dass das recht mittelmässig verteidigte Bagdad noch immer nicht in Händen der Engländer ist. Dieses Wunder erklärt zum Teil die Beschaffenheit des Geländes, auf dem die Operationen bis jetzt stattfanden. Dicht hinter Bagdad gen Süden beginnt die als Schauplatz der Sintflutsage bezeichnete Gegend, die bis auf den heutigen Tag, besonders in der Nähe des Tigris, ein stellenweise metertiefer Sumpf ist, in dem zu waten es nicht einmal den eingeborenen

Beduinen leicht fällt. Alle Anstrengungen der feindlichen Truppen konnten daher durch die Gegenangriffe der landeskundigen arabischen Scharen leicht zurückgewiesen werden und nur Schritt für Schritt und unter riesigen Verlusten können die Engländer dem so heissersehnten Ziele näher kommen. Ob aber die 170 Kilometer, die die englische Armee im November d. J. angeblich nur noch bis nach Bagdad zurückzulegen hatte, auch wirklich zurückgelegt werden können, bevor die Heere der Zentralmächte nach Mesopotamien gelangen werden, ist bei der eben geschilderten Art des Kriegführens in jenen Gegenden mehr als fraglich. Zumal wenn, wie es bisweilen den Anschein hat, auch die Perser sich entschliessen sollten, den türkisch-arabischen Truppen Hilfe zu leisten und die englischen Heeresteile vom Persischen Golf und von Indien abschneiden könnten; das Ergebnis der Irakkampagne würde dann ungefähr dasselbe sein wie das der Dardanellen- und Salonikiexpedition.

Anders stehen die Dinge allerdings in Syrien. Hier galt es nicht gut geschützte Gegenden zu verteidigen, sondern eine der wichtigsten strategischen Fronten eines überlegenen Gegners einzudrücken, ein seit über dreissig Jahren in englischen Händen befindliches, wohlverteidigtes Land zu erobern, die wichtigste Handelsstrasse, den Lebensnerv des kolonialen England in die Hand zu bekommen, oder doch wenigstens wirksam und dauernd zu bedrohen. Dass eine derartig gewaltige Aufgabe mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln zu lösen ein Ding der Unmöglichkeit war, mag Djemal-Pascha wohl selbst eingesehen haben; immerhin wollte er seine Schuldigkeit tun und unternahm daher den aussichtslosen Zug. Vielleicht waren die in einen Aufstand der Ägypter gegen die englische Herrschaft gesetzten Hoffnungen viel zu rosig, die Kenntnis der engli-

schen Vorbereitungen am Kanal zu unvollständig, so dass die Leitung des türkischen Heeres wenigstens mit einem Teilerfolg rechnen zu können glaubte. Die IV. oder syrische Armee zählte zirka 120,000 gut geschulte Linientruppen (darunter die vortreffliche Smyrnaer Division, die von allen Heeresteilen im Orient am besten ausgerüstet war) und 30—40,000 arabische Freischärler, die zwar sehr mutig und kriegslustig, aber viel zu wenig ausgebildet waren, um als regelrechte Truppen in Betracht zu kommen. Von Damaskus aus, wo Djemal-Pascha zu Anfang des Krieges seinen Sitz genommen hatte, wurden die verschiedenen Einheiten aus den syrischen Gegenden nach dem Süden Palästinas beordert, die Proviantkolonnen und Munitionstransporte dirigiert, der Plan des Feldzuges ausgearbeitet und einstudiert, und gegen Mitte Januar, nachdem das Hauptquartier in Jerusalem, dann in Beerseba aufgeschlagen worden war, mit dem eigentlichen Zuge gegen Ägypten begonnen.

Leider konnte es die syrische Heeresleitung nicht verhindern, dass alle ihre Vorbereitungen und Truppenbewegungen den Feinden bis in den geringfügigsten Einzelheiten bekannt würden. Denn zugleich mit der Verhängung der Blockade über die syrische Küste, setzten ständige Rekognoszierungen der Mittelmeerflotte und der ihr zugeteilten Flugzeuge ein, die das ganze Gebiet von Adana bis Gaza täglich, ja stündlich beobachteten und von allen Bewegungen der türkischen Armee Kenntnis nahmen. Die patrouillierenden Kriegsschiffe oder Flugzeuge fernhalten, konnten die gänzlich unverteidigten und unkriegerischen Hafenstädte nicht; die ganze Küste und nach Belieben einzelne Häfen und Buchten wurden von den feindlichen Schiffen gründlich ausgemessen, einzelne Punkte (wie z. B. die kleine Insel bei Trabulus) besetzt und

so das ganze Land von der See her einfach beherrscht. Ausserdem lieferten die aus Syrien ausgewiesenen englischen, französischen, russischen usw. Missionare den englischen Heerführern in Ägypten wertvolle Berichte über den Stand der Dinge in ganz Syrien-Palästina, und auch an einheimischen Spionen fehlte es nicht, die den herannahenden Kriegsschiffen jeweils bestimmte Zeichen gaben oder ihnen direkt Nachrichten zusteckten, die sie über die militärischen Vorbereitungen Djemal-Paschas aufklärten. So geschah es, dass, während die türkische Armee den schweren Zug durch die Wüste südlich Beerseba machte, die englischen Streitkräfte sie in aller Gemütsruhe hinter dem Kanal erwarteten und ihnen einen schrecklichen Empfang vorbereiteten. Über die Einzelheiten dieser sehr kurzen und unglücklichen Schlacht berichten Augenzeugen folgendes:

Elf Tage lang dauerte unser schrecklicher Marsch durch die Wüste, von Beerseba, wo jedes Leben aufhört und die unendlichen Sandhügel beginnen, bis zum Kanal in der Gegend von Ismailieh, wo er in einen der grossen Seen mündet, die auf der anderen Seite mehrere Quadratmeilen einnehmen. Unterwegs mussten wir zweimal unter den Qualen des Hamsin (= heissen Wüstenwindes) leiden, der unsere Säfte zum Austrocknen, unseren Körper zum Verdorren brachte und mehrere tausend Pferde- und Menschenopfer forderte. Dabei war unsere Kost — der Erzähler war Offizier — zwanzig Datteln und eine Handvoll geröstete Weizenkörner täglich und zum Trinken bekamen wir ein halbes Glas Wasser in 24 Stunden. Als wir endlich erschöpft und ausgemergelt die Wasserstrasse, die uns von Ägypten schied, erreichten, ruhten wir einige Tage aus und rüsteten uns zum Kampfe. Der grosse Tag kam heran und auf Befehl des Generals wurde nach Mitternacht

die Schwebebrücke über den Kanal geworfen und das Überschreiten mit einigen guten türkischen Regimentern, die auch Artillerie hatten, begonnen. Die schlauen Engländer, von denen wir keine Spur sehen konnten, liessen uns so lange gewähren bis einige Tausend der unsrigen auf der anderen Seite waren — und dann begann ein Höllenfeuer uns von allen Seiten her zu überfluten, wie man es am Tage des jüngsten Gerichtes kaum schlimmer haben kann. Unter den Füssen derjenigen Mannschaften die noch diesseits waren, platzten die vorher angelegten Minen, und wirbelten dicke, das Augenlicht raubende Sandsäulen auf, und sehr viele Soldaten haben tatsächlich an jenem Tage die Sehkraft verloren; von oben sausten die von den Aeroplanen geschleuderten Bomben auf unsere Köpfe herab, während die Kriegsschiffe, die mit Blitzesschnelle herangefahren kamen und die hinter ihnen stehenden gepanzerten Eisenbahnzüge, die sofort zur Hand waren, eine Flut von Geschossen auf unsere Truppen hüben und drüben sandten, dass den Mutigsten Sehen und Hören verging und das Herz stille stand. Unsere Brücke mit den darauf befindlichen Soldaten verschwand in den Fluten des Kanals, während die bereits drüben befindlichen nach kurzem vergeblichem Kampf zu Gefangenen gemacht wurden. Der Rückzug unserer Mannschaften wurde durch die kopflose Verwirrung der Beduinen, die jeden Halt und alle Disziplin verloren hatten, zur Flucht, die Flucht zu einem panikartigen Rennen, das erst dann aufhörte, als die Tätigkeit der englischen Geschütze etwas nachliess. Wir verloren 6—8000 Mann an Toten und Gefangenen und eine ebensolche Zahl an Verwundeten.

Es half da blutwenig, wenn der Oberstkommandierende in einem offiziellen Bulletin die heldenhafte und unerschrockene Haltung der vernichteten türkischen Regi-

menter pries, die ganze Schlacht als ein bedeutungsloses Rekognoszierungsgefecht darstellte und die gewaltige Übermacht der Engländer zugab, die aber dennoch zu brechen er gesonnen sei und wenn es auch noch so viel Opfer kosten sollte. Die Schlacht war diesmal verloren und nun galt es die schutzlos zurückgebliebenen Truppen aus der Wüste gänzlich zurückzuziehen, wenn man sie nicht dem Verhungern und der immer fühlbarer werdenden tropischen Hitze preisgeben wollte. Daher wussten die Entente- und ägyptischen Zeitungen bereits im Frühjahr 1915 von einer Auflösung der syrischen Armee und einer Versetzung Djemal-Paschas zu berichten; natürlich fügten sie immer hinzu, dass diese Massregeln deshalb getroffen worden waren, weil man einerseits das syrische Heer zur Verstärkung der an den Dardanellen kämpfenden Truppen brauche und anderseits das Vertrauen in den Franzosenfreund Djemal Pascha verloren habe, der die Suezkanalschlacht mit Absicht schlecht vorbereitet hätte. Der Grund für diese Behauptungen waren die den ganzen Frühling und Sommer hindurch dauernden Truppenverschiebungen vom Süden nach dem Norden, von den Küstenstrichen ins Innere, von die Verproviantierung nicht ermöglichenden Gegenden nach den reicher mit Lebensmitteln versehenen. Und es muss wiederum betont werden, die Versorgung einer so grossen Heeresmasse in einem Lande das, wie oben gezeigt, im grossen und ganzen selbst am Verhungern ist, bietet so gewaltige Schwierigkeiten, dass es eigentlich kaum begreiflich ist, wie die syrischen Truppen trotzdem noch erhalten und ziemlich kampffähig geblieben sind.

Aber der Misserfolg zeigte nur zu bald seine Folgen. Hatten die Araber schon von Anfang an eine sehr geringe Begeisterung an den Tag gelegt und die ganze Kampagne

kühl und skeptisch beurteilt, so wurden sie jetzt nach ihrem Misslingen viel anspruchsvoller und freimütiger und ihre heimlichen Hoffnungen auf eine baldige Befreiung vom türkischen Joche kühner und verlockender. Andererseits war die türkische Heeresleitung und besonders der Oberstkommandierende Djemal-Pascha erbittert und wurde immer misstrauischer und engherziger im Verkehr mit den Landeskindern. Aus diesen Gegensätzen heraus entwickelte sich ein circulus viciosus von immer schlimmer werdenden, immer gefährlicheren Reibungen. Je weniger die Araber sich — nach Ansicht Djemal-Paschas — um die Unterstützung des im weiteren Vorbereiten begriffenen neuen Suezunternehmens bemühten, desto strenger zog er die Zügel an und umgekehrt, je schroffer sie die Heeresleitung anfasste, desto hartnäckiger wurde ihr Widerstreben und desto mehr dachten sie an eine Befreiung Syriens. Und es begann in aller Stille ein gewaltiger Kampf zwischen den geheimen arabischen Irredentisten und der türkischen Regierung, ein Kampf, der einerseits durch die kleinlichen Mittel „edler" Spionage und revolutionärer Vorbereitungen, andererseits durch die grausamen Repressalien echt orientalischer Herrschaft geführt wurde. Die Araber hatten noch vor dem Kriege eine halbgeheime Gesellschaft gegründet, der die vornehmsten Syrer und auch viele Ägypter angehörten, und die als Endzweck die Gründung eines freien arabischen Staates hatte. Die Tätigkeit dieser Gesellschaft erschöpfte sich in Abfassung und Verbreitung von Flugblättern und periodischen Schriften, meist im Auslande, denn in Syrien mochten sie nicht so frei handeln wollen. Als der Krieg kam, hörte die Tätigkeit natürlich auf, aber die Häupter der nationalgesinnten Araber wussten immer den Verkehr untereinander und mit ihren ausländischen Kollegen aufrecht

zu erhalten. Als nun nach der Schlappe am Suezkanal, während die Bahnen und militärischen Vorrichtungen für die nächste Kampagne vorbereitet wurden, Djemal-Pascha aus Langeweile anfing durch seine Spitzel die Bevölkerung strenger zu überwachen, da fiel eine Anzahl von Dokumenten der arabischen Freiheitsschwärmer in seine Hände und brachte ihn ausser sich. Den ganzen Sommer lang wurden eingehende, strenge Untersuchungen bei den Arabern der höchsten Aristokratie in Beyrut, Damakus, Jaffa und Jerusalem durchgeführt und eine ganze Anzahl dem Kriegsgericht überwiesen. Die Aburteilung war äusserst streng: etwa zwanzig Leiter der Bewegung, darunter Rechtsanwälte, Journalisten, Abgeordnete und Stadtvorsteher, wurden in Aley im Libanon aufgehängt, eine ebensolche Anzahl zu lebenslänglichem Kerker verurteilt, andere des Landes verwiesen, wiederum andere der Güter beraubt, während eine Publikation Djemal-Paschas den Syrern in sehr derbem Tone ihre Untreue vorhielt und unter drastischen Strafen vor etwaiger Beteiligung an irgendeiner öffentlichen politischen Bewegung warnte. Zu gleicher Zeit, wenn auch unabhängig davon, wurde eine zunehmende Desertionsbewegung unter den arabischen Soldaten bemerkbar, die die allerdings entsetzliche Lage im Heere nicht mehr aushalten konnten; es kam mancherorts auch zu unbedeutenden Auflehnungen, gelegentlich wurde hie und da ein Gendarm von den Deserteuren ermordet. All dies genügte vollständig um den wankelmütigen, nervösen Verweser Syriens zur Raserei zu bringen, und es begann gegen Ende des Sommers eine Terrorherrschaft, die von der in Armenien nur dem Umfange, nicht der Art nach sich unterscheidet. Niemand ist seither sicher in Syrien; das Spitzel- und Delatorenwesen hat Dimensionen erreicht, wie zu Zeiten der neronischen Herr-

schaft in Rom. Die Araber, besonders die dem Verdacht der Spionage mehr unterliegenden christlichen, leben in beständiger Angst vor Verleumdung, lesen nicht einmal die offiziellen Zeitungen, damit man sie nicht des „Politikmachens“ überweise und brüten düster in sich oder beklagen sich ganz schüchtern, wenn sie in intimem Kreise beisammen sind.

Ein Kapitel für sich bilden sodann die Zionistenverfolgungen in Palästina. Die meisten in Palästina ansässigen Juden waren bis zum Ausbruch des Krieges aus Sicherheitsgründen fremde Untertanen, in der Hauptsache russische Schutzbefohlene gewesen. Beim Ausbruch des Krieges wurde ihnen in Anbetracht ihrer bisherigen Dienste zugunsten der Türkei die Erlaubnis gegeben, ottomanische Untertanen zu werden, um nicht ausgewiesen werden zu müssen. Ein grosser Teil beeilte sich von dieser Erlaubnis Gebrauch zu machen, andere aber aus familiären und ökonomischen Gründen (die meisten haben noch Familien und Güter in der russischen Heimat) konnten dies nicht; auch war das Verhalten der Beamten diesen „Feinden“ gegenüber ein derartiges, dass es sie nicht zur Ottomanisierung ermutigen konnte. Dieses Zögern beantwortete die Regierung mit den Massenausweisungen, welche mit unbeschreiblicher Roheit und blutigem Hohn von halb oder ganz vertierten, blutdürstigen Beamten ausgeführt wurden und ganz gut an die Seite der russischen Judenverfolgungen gestellt werden können. Die meisten „feindlichen Untertanen“, die von dieser Massregel betroffen wurden, waren schwache, kranke Greise, Frauen, Mädchen und überaus viele kleine Kinder (denn viele Kinder wurden zu Erziehungszwecken aus Russland nach Palästina geschickt); viele darunter waren übrigens auch einheimische Juden, die aber wegen der immer herrschenden Unsicherheit im Orient

französische, englische, usw. Schutzgenossen waren. Diese Ausgewiesenen wurden durch Gendarmen aufgefangen, in furchtbaren Konzentrationslagern untergebracht und mussten wochen- und monatelang warten, bis irgend ein Dampfer die Erlaubnis erhielt sie abzuholen. Ausserdem wurde eine förmliche Jagd auf die Leiter der Schulen, Bibliotheken, Wohlfahrtsvereine usw. gemacht, die Anstalten geschlossen und die Vorsteher eingekerkert und des Landes verwiesen, oder als Kriegsgefangene nach Brussa verschickt. Bei derartigen Massregeln taten die Lokalbehörden immer noch ein Übriges an Grausamkeit, ohne darauf zu achten, dass die Betroffenen der Türkei sympathisch gesinnt und ganz friedliche Bürger waren. Bei all diesen Verfolgungen, die je nach den verschiedenen Gegenden an Heftigkeit und Roheit einander überbieten, wurden merkwürdigerweise gerade diejenigen am schlimmsten behandelt, die bereits Ländereien oder Häuser im Lande haben und sich seit Jahren, trotz allen Missständen um die türkische Staatsangehörigkeit bewarben oder diese bereits besassen — ein Beweis wie wenig begründet und für die Sicherheit des Staates notwendig diese Verfolgungen waren.

In solchen und ähnlichen wenig rühmlichen Unternehmungen erschöpft sich die eigentliche Tätigkeit Djemal-Paschas seit der Rückkehr von der Kanalexpedition. Aus dem Wirrwarr des allgemeinen Krieges heraus hören wir hie und da von einer neuen, eigenartigen Tätigkeit dieses Führers im Orient: Laut Meldungen aus Ententequellen soll er sich plötzlich gegen die türkisch-deutsche Herrschaft aufgelehnt und im Libanon — gerade dort wo seine Hand am schwersten auf den unglücklichen Arabern lastete — eine Art Alleinherrschaft gegründet haben. Wie viel Dichtung und wie viel Wahrheit in derartigen Meldungen enthalten ist, wird die nächste Zeit beweisen; gänzlich

ausgeschlossen ist es aber nicht, dass ein im Geiste der Palastrevolutionen und täglichen Staatsumwälzungen erzogener und gereifter türkischer Politiker, auf ähnliche Gedanken kommt. Zumal Djemal-Pascha selbst Franzosenfreund und kein Anhänger des Krieges gegen die Entente gewesen ist und sich mit den deutschen, ihm zugewiesenen Offizieren nicht immer aufs beste vertragen konnte.[1])

[1]) Die während der Drucklegung dieser Schrift sich abwickelnden Ereignisse haben diese Erfindungen der Ententepresse Lüge gestraft und die unantastbare Treue des syrischen Befehlshabers wiederholt erwiesen.

IV.

Die Zukunft des Morgenlandes.

Mit dem Einsetzen der deutsch-österreichischen Offensive in Serbien sind wir höchstwahrscheinlich in die letzte, sicherlich aber in die wichtigste Phase des Krieges eingetreten. Es ist jetzt klar, dass die Entscheidung in dem seit 16 Monaten wütenden Weltkriege nicht mehr in Frankreich oder in Russland, sondern nur auf dem Wege nach Bagdad oder in Ägypten, also jedenfalls im Oriente fallen wird. In der richtigen Erkenntnis der Lage strengen sich nun alle kriegführenden Staaten samt und sonders an, bei diesem letzten Akte des grossen Völkerdramas nicht den Kürzeren zu ziehen. Überall gewahrt man augenblicklich eine ins Riesenhafte gesteigerte militärische und politische Tätigkeit, sowohl bei der energisch vorwärtsstrebenden Leitung des Vierbundes als auch bei den immer nüchterner werdenden Ententeführern. Aller Augen blicken gespannt-erwartungsvoll nach Saloniki und Gallipoli, Bagdad und Suezkanal, um zu sehen wem das Schicksal dort die Lorbeeren des Sieges schenken wird. So ist der seit der grossen Maioffensive der Deutsch-Österreicher in Polen etwas in Vergessenheit geratene Orient wieder Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und das bedeutendste Schlachtfeld geworden.

Streng genommen ist der ganze gegenwärtige Krieg, trotz seiner Ausdehnung auf alle Weltteile, letzten Endes doch nichts anderes als eine gewaltige Fortsetzung des letzten Balkankrieges, oder, noch richtiger, der letzte und grösste aller Kriege, die seit Jahrhunderten zwecks Schlichtung der so verwickelten orientalischen Frage geführt

werden. Bagdadbahnunternehmen, Verkehr im Mittelmeer und auf dem Suezkanal, Dardanellenfrage, Beherrschung der Handelsmärkte im nahen und fernen Orient, politische Rivalität auf dem Balkan und in der Türkei — alle diese Ursachen zusammengenommen machen mehr oder weniger bewusst einen Hauptgrund des grossen Krieges aus. Der Orient steht also im Brennpunkt aller europäischen Interessen — und da ist es nur berechtigt die Frage aufzuwerfen, die sich naturgemäss jedem denkenden Menschen von selbst aufdrängt: Was soll nun aus diesem vielumstrittenen Orient werden, wenn endlich einmal die ersehnte Entscheidung gefallen und der Krieg auf die eine oder andere Weise zu Ende sein wird? —

Eine Antwort auf diese allerschwierigste Frage, die seit Alexander I. und Napoleon immer wieder aufgeworfen und halbwegs „gelöst" wurde, zu geben ist noch schwieriger, als etwa die genaue Verteilung der Schuld am Ausbruch des jetzigen Krieges durchzuführen. Und zweifellos wird das Orientproblem einst beim Friedensschluss die unüberwindlichsten Schwierigkeiten bieten und den Diplomaten und Friedensdelegierten das schlimmste Kopfzerbrechen verursachen. In der Tat was bedeutet diesem Jahrhunderte alten Sphynxrätsel gegenüber eine Frage wie die Regelung der Besitzverhältnisse in Elsass-Lothringen? Oder ist nicht etwa die Eroberung der deutschen Kolonien durch die Ententetruppen lediglich ein Mittel, Deutschland zur Freigabe Belgiens und der Champagne zu zwingen, wonach sie ihm zurückgegeben werden? Auch über die Annexion Polens durch Deutschland werden die „ehrlichen Freunde" Russlands unschwer zur Tagesordnung schreiten und die Königin der Meere wird eine stille, aber aufrichtige Freude an dieser Entfettungskur Russlands haben. Aber das Orientproblem? Ist

man doch selbst in den Kreisen der Ententediplomaten, die gewohnt sind die Haut des noch nicht erlegten Bären aufzuteilen, zu keinem endgiltigen Beschlusse in Bezug auf die Aufteilung des Orients gekommen! Die seit Jahrhunderten betriebene Politik Englands und Frankreichs im Orient, die auf Schaffung von Interessenzonen ausging, hat ja diese beiden Mächte unter sich und neuerdings auch mit dem russischen Bundesgenossen nicht selten zu kleineren und grösseren Reibungen und Verdriesslichkeiten gebracht; nun soll die orientalische Frage gar noch im Beisein der Zentralmächte (und vielleicht nicht zu deren Schaden) erledigt werden. Welches Diplomatengenie wird solche Aufgabe auch nur halbwegs befriedigend lösen? Und diese Aufgabe — das steht fest — muss diesmal endgiltig und erschöpfend gelöst werden; die Ruhe der gesamten zivilisierten Menschheit verlangt es, endlich einmal in diesen den Frieden beständig gefährdenden Angelegenheiten vollständig reinen Tisch zu machen. Die höchsten Interessen der europäischen Grossmächte und der ganzen Kulturwelt überhaupt fordern gebieterisch eine Beseitigung jener Plänkeleien und Zänkereien auf dem Balkan und im arabischen Orient, die stets wie ein vollgepropftes Pulverfass in gefährlichem Rollen und Gären sich befinden und bei der ersten Gelegenheit einen neuen Weltbrand heraufbeschwören können.

Betrachten wir nun die Möglichkeiten einer Lösung dieses verwickelten Problems näher, so ergeben sich deren zwei: Die eine ausgehend vom bisherigen Standpunkt der europäischen Diplomatie, die andere mehr den Lebensinteressen der Orientvölker und letzten Endes auch denen der gesamten zivilisierten Welt entsprechend. Erstere ist die bekannte sogenannte nationale Verteilung des Balkans und die Einführung europäischer „Kontrolle“ in die Ver-

waltung Vorderasiens, gesetzt dass eine Aufteilung des Besitzes vom „kranken Mann am Bosporus“ nicht erfolgt. Bei einer derartigen „Lösung“ würde, wie die Aufteilung des Balkans von 1913 zur Genüge gezeigt, das System der „politischen Wirkungskreise“ und wirtschaftlichen „Interessenzonen“ wie bisher fortdauern, die Treibereien der Agenten der verschiedenen Mächte würden auch fernerhin über kurz oder lang Stoff zu einem neuen Zusammenprallen der europäischen Grossstaaten liefern. Gesetzt den Fall, dass die Türkei wirklich auch weiter und mit voller, uneingeschränkter Ausübung ihrer Macht in ganz Vorderasien herrscht, — so muss man sich auf eine Periode unerhörter Kämpfe zwischen der zentralistischen und nationalistischen Konstantinopeler Regierung und den ihr untergebenen Stämmen gefasst machen, und Massakres, Revolten und politische und kulturelle Repressalien würden an der Tagesordnung sein, was ja schliesslich wiederum „Kontrollen“ und Einmischungen von seiten der europäischen Regierungen zur Folge haben müsste. Abgesehen davon ist nach den bisherigen, leider noch nicht genügend gewürdigten Erfahrungen, die türkische Regierung allein, ohne Hilfe oder Zwang der Europäer, in administrativer und volkswirtschaftlicher Beziehung von grosser Schwäche; die Misswirtschaft im Orient würde also wie bisher weitergehen und die blühenden Provinzen und lebensdurstigen Völker weiter verkommen. Nehmen wir nun an, dass — was ja immerhin möglich ist — die Türkei oder wenigstens die arabischen Provinzen unter den verschiedenen Mächtegruppen aufgeteilt werden, so ist wiederum, selbst bei noch so genauer Abgrenzung der Teile und Verklausulierung der Rechte auf dieselben, eine politische Rivalität nicht ausgeschlossen und die vermeintliche, mit der Sklaverei der Einheimischen erkaufte wirtschaftliche Entwicklung

dieser Provinzen, ein Gegenstand des Neides zwischen den verschiedenen Besitzern; eine solche Lösung ist auch nichts als ein Produkt der krankhaften Kolonialpolitik und kann zu keinem dauernden Frieden führen.

Die zweite Möglichkeit hingegen ist die der Schaffung einer aus allen in Betracht kommenden Völkern zusammengesetzten orientalischen Eidgenossenschaft, mit vollständiger, verbürgter Selbständigkeit nach aussen hin, etwa nach dem Muster der Schweiz oder der amerikanischen Vereinigten Staaten. Eine Vereinigung der verschiedenen auf dem weiten Raume zwischen dem Mittelmeer und dem iranischen Hochland lebenden Völkerschaften, geleitet von den Vertretern aller vorhandenen Nationen, mit einer entsprechenden allgemeinen Gesetzgebung, bei Wahrung aller nationalen Interessen der einzelnen Gruppen würde, zweckentsprechend durchgeführt, allen bisherigen Übeln in jenen Gegenden abhelfen, und die Stätte der ewigen Revolten und Verfolgungen in eine Stätte der Ordnung und des Friedens umgestalten. Auch auf dem mittleren Balkan, wo christliche und mohammedanische Albanier, Kutzovalachen, Griechen, Slaven, Türken, usw. zusammengewürfelt sind, würde eine ähnliche Lösung viel besser die Ruhe herstellen als die Gründung von unlebensfähigen, sich feindlich gegenüberstehenden Kleinstaaten. Im arabischen Orient aber, wo die einzelnen ethnischen Gruppen noch verworrener bei- und ineinander leben, wäre die Gründung einer grossen Staatsgenossenschaft das wahre Paradies. Freilich wird mancher Leser fragen: Wie soll es denn möglich sein, diese rohe Völkermasse sich ganz zu überlassen, wo der Verfasser selbst von ewigen Feindschaften und Reibungen zwischen den einzelnen Stämmen spricht, die zu dämpfen kaum eine starke, bewaffnete Macht ausreichen würde: Nun, die beste Antwort darauf haben

die Einwohner des Libanesischen Autonomiestaates bereits vor Jahren gegeben, sobald sie nur von ausländischen Einflüssen einigermassen frei waren. Jeder, der im Libanon war, weiss Wunder von der Ordnungsliebe und der Tüchtigkeit dieser Bergbewohner zu erzählen, deren Miliz musterhafte Polizeidienste leistete und für die Sicherheit im Lande sorgte. Es gibt heute bereits im Orient genug gebildete und einsichtige Männer aller Nationalitäten, die bei der Konsolidierung einer Eidgenossenschaft die Leitung und die Verantwortung übernehmen, und die nötigen administrativen und wirtschaftlichen Reformen allmählich durchführen könnten. Man könnte noch in der ersten Zeit bei der jungen Genossenschaft einen aus Angehörigen europäischer Kleinstaaten oder anderer nicht eroberungssüchtiger Länder zusammengesetzten Beamtenstab anstellen, der politisch unbefangen und daher völlig neutral sein würde. Den europäischen Mächten würden in der neuen Republik gleiche Rechte auf den vollständig freien Handel, sowie die jeder politischen Schattierung entbehrenden Konzessionen für Industrieunternehmungen eingeräumt werden, etwa so, wie man dem europäischen Kapital und der europäischen Arbeit in Amerika freien Zutritt oder doch die Möglichkeit der Beteiligung an Geschäften zugesteht. Ähnlich wie es gewisse Staaten oder Meere und Meerengen gibt, für die aus allgemeinen Sicherheits- und Wohlfahrtsgründen die vollständige Neutralität und Gleichberechtigung aller Nationen garantiert wird, wie z. B. die Donau auf der Strecke zwischen Orsowa und Sulina, früher der Suezkanal und das schwarze Meer.

Dass eine ähnliche Lösung zur Erleichterung des Verständnisses zwischen den Mächten und bei genauer Durchführung zur Herstellung des politischen Gleichgewichtes in Europa beitragen kann, ist nicht schwer einzusehen.

Dass aber eine derartige Regelung der Orientfrage den in Frage kommenden Völkerschaften selbst am liebsten ist, beweisen für den Balkan die Versuche, die man nach dem Bukarester Frieden machte, trotz aller Gegensätze eine Balkanföderation zu gründen, und auch im asiatischen Teile der Türkei fehlten und fehlen die Bestrebungen nicht, eine Autonomie nach den oben angenommenen Grundsätzen ins Leben zu rufen. Jede fremde Herrschaft, ob sie nun von gleichgläubigen Türken, von „liberalen" Engländern oder ordnungliebenden Deutschen gehandhabt wird, ist diesen so lange Jahrhunderte geknechteten Völkerschaften Vorderasiens gleich lästig und verhasst. Nach nichts sehnen sie sich so sehr wie nach einer ihre Sprache und Eigenart, sowie ihre freie Entwicklung schützenden Regierungsform, und keine ist imstande ihnen diese zu gewähren, wenn nicht eben die eidgenössische Selbstverwaltung ihrer Provinzen.

Mögen diese Ausführungen von „praktischen" Politikern als Utopien bezeichnet werden — die Abwicklung der jetzt noch verworrenen Ereignisse wird zu ihren Gunsten sprechen. Mögen die Diplomaten der einzelnen kriegführenden Staaten auch noch so viele Pläne von Kompensationen und „Erfolgen" auf Rechnung des zu verteilenden Orients entwerfen, sie werden alle früh genug zur Überzeugung gelangen, dass sie gerade nach diesem gewaltigen Kriege die Politik der reinsten Interesselosigkeit werden einhalten müssen, damit der kommende Friede nicht mehr durch die Streiche einzelner Völkeraufwühler gefährdet werden könne. Es wird schwer genug fallen, zu einer solchen Lösung zu gelangen, die, weil die einfachste, deshalb auch die am wenigsten beliebte ist, aber nur eben dieses grösste aller Opfer, der Verzicht auf tiefe Diplomatenweisheit allein, kann dem Orientproblem seinen der menschlichen Entwicklung so unentbehrlichen, würdigen Abschluss geben.

□□□